
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1904. * № 52.

Ladislaus Hatfalussy.

Eine Budapester Geschichte von M. Liebermann.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Könnte Margit ihm alles sagen, diesem guten Vater! Könnte sie ihm die marternde Angst klagen, welche ihr im Herzen wühlt, die schreckliche Ahnung, daß die Unglücksschale noch nicht gefüllt ist! Sie muß aber schweigen, schweigen den ganzen, langen Tag und in fiebernder Unrast harren, daß es Abend werde.

Ihr Entschluß ist gefaßt. Mag da werden, was wolle, sie muß einen Versuch machen, das Unglück abzuwenden. Es würde einen Unschuldigen treffen.

Die Mutter hat sich mit heftiger Migräne ins Schlafzimmer zurückgezogen. Der Vater ist im Klub. Die kleine Dalma, von den unverständlichen, wirren Vorgängen des Tages aufgeregt, steht an dem Fenster nach der Galerie.

„Margit, der Laczibacsi ist eben nach Hause gekommen. Der wird schauen! Die Tresa ist nicht zu Hause, sie ist gerade jetzt zur Wäscherin gegangen."

Margit erhebt sich langsam von ihrem Platze und winkt der Kleinen ihr zu folgen.

Draußen klinkt sie die Haustür auf und sagt zu der Schwester: „Dalma, bleib bei der Tür und warte auf mich, daß ich nicht läuten muß, wenn ich zurückkomme. Hörst du wohl? Willst du?"

„Ja, Margit."

„Ganz bestimmt?"

„Ganz bestimmt. Ich warte, bis du kommst."

Mit verwunderten, großen Augen starrt ihr die Kleine nach, wie sie zu Hatfalussys Tür hinübergeht. Nein, sie versteht nicht mehr, was vorgeht. Laczibacsi war nicht bei ihnen, obgleich heute sein Namenstag ist. Sie durfte ihm auch nicht gratulieren gehen und ihm nicht die Rosen bringen, die sie ihm für ihr bißchen Taschengeld gekauft hatte. Ist Laczibacsi böse? Ihr lieber, guter Laczibacsi, den sie so gern hatte, noch ehe er Margit heiraten wollte? Sie durfte nicht zu ihm gehen!

Und Margit?

Margit steht an seiner Tür und wagt nicht zu klingeln. Sie fürchtet, daß sie kein Wort herausbringen wird, wenn sie vor ihm steht. Sie muß aber zu ihm.

Auf einmal schrillt die elektrische Glocke. Margit zuckt zusammen. Hat's wirklich von selbst geläutet? Die Zimmertür geht auf, ein Lichtschein fällt auf den Flur, und Ladislaus öffnet der draußen Wartenden.

Er weicht überrascht einen Schritt von ihr zurück.

Sie streckt beide Hände nach ihm aus und sagt irgend etwas, was er nicht versteht, und tritt über seine Schwelle. Er schließt die Gangtür ab.

Sie gehen beide hinein ins Zimmer. Im Lichtkreis der Lampe sehen sie sich in die Augen und fühlen Mitleid miteinander, solche Spuren haben die letzten vierundzwanzig Stunden in den Gesichtern zurückgelassen.

„Ich muß Ihnen etwas sagen," beginnt Margit zögernd, und dann mit dem Mute der Verzweiflung im höchsten Affekt: „Nein, Sie um etwas bitten, anflehen — kniefällig, wenn es sein muß."

Ladislaus schneidet ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. Seine Stimme ist so eisig, daß es sie durchrieselt.

„Schade um Worte, Fräulein Margit, schade, daß Sie sich erniedrigen. Sie können mit Worten — und wären es die schönsten — nicht gutmachen, was Sie mit Ihren Taten verbrochen haben."

„Das wollte ich auch gar nicht versuchen, ich sehe ein —"

„Was wollen Sie also?"

„Sie werden ihn töten — Sie haben das damals gesagt, als man von Bedös Braut sprach."

„Den Bernady? Ah, Sie zittern also um ihn?"

Da bäumt sich Margits Stolz auf. „Nun denn ja, tausendmal ja, ich zittere um ihn. Ich liebe ihn; ich habe ihn geliebt, solange ich ihn kannte."

„Wie lange kannten Sie ihn, gnädiges Fräulein?"

„Vier Jahre, Herr v. Hatfalussy."

„Und trotzdem entschlossen Sie sich, meine Braut zu werden?"

Margit faltet die Hände. Ihr Zorn, ihr



Der Automobilzug des Obersten Renard. (S. 411)

Stolz ist verflogen. „Quälen Sie mich nicht! Ich wäre Ihnen eine treue Frau geworden und hätte mich bemüht, ihn zu vergessen. Als Sie mich mit ihm sahen, da wollte ich ihn eben bitten, sich darein zu finden. Ich hätte nie mehr mit ihm gesprochen. Glauben Sie mir?“

„Nein.“

„Er ist arm; wir hätten lange warten müssen, und die Mutter hat mir immer zugeredet, seit Sie zu uns kamen, Ihre Werbung anzunehmen. Halten Sie es für ein Verbrechen, den Gründen der Mutter nachzugeben?“

Sie stehen sich eine Weile schweigend gegenüber.

Endlich sagt Hatfalussy: „In Rücksicht auf Ihren guten Ruf bitte ich Sie, zu Ihrer Mutter zu gehen.“

„Nicht eher, als bis Sie mir versprochen haben, ihn nicht zu töten.“

„Mein gnädiges Fräulein —“

„Laczi — Laczi! Hab Erbarmen! Ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, nur tu ihm nichts. Er ist ja unschuldig, und ich allein die Schuldige.“

Ladislaus starrt sie sekundenlang an. In seinem überreizten Hirn taucht ein Gedanke auf.

„Nun gut, Margit. Wenn du mir schwörst — bei allen Heiligen schwörst — daß du diesen Barnady nie heiraten wirst, so soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Willst du schwören?“

„Laczi!“

„Willst du schwören?“

„Hab Erbarmen!“

„Willst du schwören?“

„Nun denn ja. Ich schwöre, schwöre bei allem, was mir heilig ist —“

„Und bei dem Leben deiner Mutter!“

„Bei dem Leben meiner Mutter —“

„Daß du Barnady nicht heiraten wirst —“

„Daß ich Barnady nicht heiraten werde —“

„Bis ich dich meines Schwures entbinde.“

„Bis du mich meines Schwures entbindest.“

„Gut. Ich schwöre dir dagegen, daß ich ihm nichts zuleide tun, daß ich es vermeiden will, seine Wege zu kreuzen.“

„Du bist ein Teufel, Laczi Hatfalussy!“

Er lacht.

Sie wendet sich ab und verläßt ohne Gruß seine Wohnung. Er schaut ihr nach, bis sie in der Tür verschwindet.

Nun kann er ruhig schlafen gehen. Seine lodernde Eifersucht ist gelöscht. Er wird sie nie besitzen — der Kerl — der Barnady!

5.

Es ist unerträglich! Am Morgen begegnet ihm der Vater Margits auf der Treppe, Mittags diese selbst; Abends schleicht sich die kleine Dalma zu ihm.

„Laczibacsi, bist du auch auf mich böse? Du schaust mich so finster an!“

Und sie beginnt zu weinen, daß er sie mit tausend Koseworten beruhigen muß.

Die Kinderarme, die seinen Hals umschließen, wollen ihn gar nicht mehr loslassen. Der kleine rote Mund plaudert hunderterlei: daß Margit geweint habe und dies und das gesagt habe. Die arme Kleine ahnt nicht, wie sie ihn martert, sonst schwiege sie.

Dieses ewige Begegnen mit Marianyis hält er nicht aus. Er nimmt die erste beste leerstehende Wohnung und siedelt Knall und Fall dorthin über. In der ersten Zeit sieht er Dalma noch oft. Allemal läuft sie ihm nach, und er geht ein Stückchen Weges mit ihr. Sie erzählt ihm von Vater, Mutter und Margit, von der Schule, von ihren Freundinnen.

Einmal nimmt er sie mit sich hinauf in seine Wohnung. Da sieht sie auf dem Schreibtisch sein Bild stehen in dem Rahmen, den er Margit geschenkt, den ihm seine Braut dann zurückgesendet hat.

„Nicht wahr, Laczibacsi, es hat dir ein Bild gefehlt?“ fragt sie. „Das hab' ich der Margit genommen, als sie alles zusammenlegte, um es dir zu schicken. Ich habe es in meinem Schrank aufgehoben unter den Puppenkleidern. Ich schaue es jeden Tag an, weil ich dich selber nicht sehen kann.“

Ladislaus gibt ihr gerührt einen Kuß. „Nun mußt du aber gehen, du närrisches Kind, sonst fragt die Mutter, wo du so lange bleibst.“

„O, ich sage nichts.“

„Eigentlich müßtest du das aber,“ meint Ladislaus zögernd. — —

Das nächste Mal — es ist wohl ein halbes Jahr vergangen — wundert sich Hatfalussy über seine kleine Freundin. Sie ist ein ganzes Stück gewachsen, hat längere Kleider und die Haare in einen dicken Zopf geflochten. Sie ist auch nicht mehr so zutraulich, ersetzt den Mangel aber durch Innigkeit.

Dann sieht er sie einmal später in der Ferne und ein zweites Mal in einem Wagen mit dem Vater. Dann lange nicht mehr.

Er erinnert sich ihrer einmal wieder und fragt sich, wo sie wohl geblieben sein mag. Er weiß nicht, daß man sie in eine Pension



General A. W. Kaulbars. (S. 411)

geschickt hat, weil sie der Margit gar so rasch nachwächst.

Im Laufe der Zeit vergißt er sie.

— — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnisvollen Namenstage Hatfalussys sind sechs Jahre verflossen. Sechs lange, öde Jahre. Ihm ist's, als sei es eine Ewigkeit, so fern liegt ihm die Zeit des Leidens und Bangens.

Anfangs wollte er sich durch regere Teilnahme am Gesellschaftsleben zerstreuen. Er besuchte Bälle, Konzerte und Theater. Unter einer Fülle von neuen Eindrücken und Gestalten verblaßte denn die Erinnerung an seine große Enttäuschung.

Als er so weit war, hatte die geräuschvolle Welt aber auch jeden Reiz für ihn verloren. Er zog sich zurück und lebte nur noch seinem Amte. Wurde es ihm — ein-, zweimal im Monat — gar zu langweilig, dann ging er unter die älteren Junggesellen in den „Salon der Zurückgewiesenen“, wie sie ihren Klub nannten. Hie und da auch ins Grüne.

So auch heute wieder an seinem Namenstage.

Wie er da über den Steg geht zum Schiffe, um auf die Margareteninsel zu fahren, ist er äußerlich fast noch derselbe, der er vor sechs Jahren war.

Die Sonne brennt herab auf den Donauspiegel. Kein Lüftchen scheucht das Wasser auf aus seiner trägen Ruhe. Er geht auf das Verdeck und sucht irgend ein gemütliches Plätzchen, um seine Zeitung zu lesen. Im Schatten nimmt er den Hut ab. Nein, er hat sich nicht verändert, nicht ein Silberfädchen durchzieht sein krauses, schwarzes Haar. Die eine Locke fällt immer noch in die Stirn, wie schon damals, trotz Bürste und Kamm.

„Laczibacsi!“ ruft da eine helle Stimme plötzlich.

Wie er aufschaut, sieht er eine junge Dame vor sich, die ihm lächelnd die Hand entgegenstreckt.

„Laczibacsi!“ tönt es nochmals entzückt. Dann wird sie brennendrot und stammelt: „Herr v. Hatfalussy, kennen Sie mich denn nicht mehr? Die Dalma Marianyi!“

„Ah!“

Er ist aufgesprungen und hat das kleine Händchen ergriffen.

„Dalma, liebe Dalma — nein, Pardon, gnädiges Fräulein — wie könnte man Sie denn erkennen? Sie sind so groß und schön geworden!“

Sie wird noch röter. „Ein gnädiges Fräulein bin ich nicht. Bleiben Sie wenigstens bei Dalma!“

„Dann bleiben Sie bei Laczibacsi!“

„Ach nein, zum Onkel sind Sie doch zu jung!“

„Das kommt nur Ihnen so vor. Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Wenn Sie ein wenig rücken wollen —“

Als sie neben ihm sitzt, schaut er sie erst richtig an. Nein, wie sich dieses kleine Mädel ausgewachsen hat! Eine wahre Schönheit ist sie geworden mit ihrem rosigen Gesichtchen, darinnen helle Augen, darum ein reiches Blondhaar. Die ganze Margit, aber viel feiner.

„Wie geht es Ihrer Schwester?“ fragt er unwillkürlich.

Dalma, die zartfühlende, wird verlegen. „Ich danke, recht gut. Mutter ist auch wohlauf, und“ — mit zitternder Stimme — „daß der Vater gestorben ist, das werden Sie ja wissen.“

„Dalma, liebe Dalma, kein Wort wußte ich!“

„Schon vor zwei Jahren,“ erzählt sie traurig. „Es ging sehr schnell — eine Lungenentzündung. Ich sah den armen Vater nicht mehr. Als ich aus der deutschen Pension heimberufen wurde, war er schon tot.“

„Sie armes Kind!“ sagt Ladislaus bewegt. Und nach einem Weilchen fährt er fort: „Hat Ihre Schwester geheiratet?“

„Nein, Herr v. Hatfalussy.“

Das Schiff landet beim Lukasbad, und eine Menge Leute steigen ein und aus.

„Wohin fahren Sie denn, Herr v. Hatfalussy?“

„Ich? Auf die Insel. Und Sie?“

„Auch. Sehen Sie“ — sie hält einen Strauß Blumen vor seine Augen — „ich fahre gratulieren. Aber — aber heute ist ja auch Ihr Namenstag. Da muß ich Ihnen“ — und schon zerren die flinken Hände an einer dunkelroten Rose — „wenigstens eine Blume schenken. Vor Jahren waren es mehr.“

„O, ich habe ein wunderhübsches Namenstagsgeschenk bekommen.“

„Ja, was denn?“ fragt sie neugierig.

„Das Wiedersehen mit Ihnen.“

Sie lacht.

„Könnten wir nicht bis Neupest fahren, Dalma, und dann auf dem Rückweg aussteigen?“

„Nein, das geht nicht. Da würden Tante Regine und Onkel Laszlo schön schauen. Sie würden mich wegen Vagabondage einsperren.“

„Mit welchem Schiff fahren Sie zurück, Dalma?“

„Um sieben Uhr.“

„Darf ich mitfahren?“

„Ja, freilich.“

Der Dampfer legt auf der oberen Insel an.

„Adieu, Herr v. Hatfalussy.“

„Auf Wiedersehen am Abend!“

Hatfalussy steigt vor ihr aus und sieht sie noch einmal am Arme eines älteren Herrn, den er nur schwer als den Bruder der Frau Marianyi wiedererkennt. Er geht dann ein wenig spazieren, trinkt einen Kaffee und bemüht sich ängstlich, sich vor seinen Freunden zu verstecken, deren einer, auch Ladislaus geheißen, sie alle hierher einlud, um den Namenstag zu feiern.

Lange vor sieben Uhr steht er schon am Landungsplatz. Das Schiff kommt an und geht wieder. Dalma ist nicht gekommen, demzufolge ist auch Hatfalussy nicht eingestiegen.

Geduldig wartet er das nächste Schiff ab. Und richtig! Eine Minute vor der Abfahrt eilt Dalma herbei, gefolgt von dem keuchenden Onkel, von dem sie hastig Abschied nimmt. Nach ihr steigt auch Ladislaus ein. Gegrüßt hat er sie nicht, kaum nach ihr hingesehen, um den älteren Herrn nicht stutzig zu machen. Erst als das Schiff mitten in der Donau schwimmt, drängt er sich zu ihr durch und heißt sie fröhlich willkommen.

Sie verplaudern eine köstliche halbe Stunde.

Als sie sich auf dem Zollamtsring trennen, hat er eine Menge Dinge erfahren, aus denen er Nutzen ziehen kann, nämlich, daß sie täglich zweimal den Weg Damjanichgasse—Feldgasse zurücklegt; daß sie auf Anraten des Arztes von acht bis zehn Uhr früh im Stadtwäldchen spazieren geht, meistens allein.

Marianyis wohnen jetzt draußen im weniger vornehmen Viertel des siebenten Bezirkes und haben das Stadtwäldchen so hübsch nahe.

Ja, die Zeiten haben sich geändert. Früher, da lief ihm das Kindchen nach — oftmals eine Gasse lang. Und jetzt? Er hätte es keinem eingestehen mögen, daß er sich zwei Monate Urlaub genommen, um Zeit zu haben, ihr auf Weg und Steg aufzupassen und mit ihr spazieren zu gehen. —

Und das Ende vom Lied?

Eines Tages, als sie auf einer versteckten Bank sitzen, da geht ihm das Herz über. Er legt den Arm um sie und zieht sie an sich.

„Nicht wahr, Dalma, Sie wissen, wie gut ich Ihnen bin?“

Sie lehnt das Köpfchen an ihn und flüstert: „Laczibacsi — Laczibacsi, ich habe dich immer lieb gehabt!“

Über das „Laczibacsi“ muß er lachen.

Und er küßt sie. Und sie küßt ihn.

Dann flüstert sie: „Ach, es ist ein Unglück, Laczi, ein Unglück!“

„Was denn, du kleiner Engel?“

„Daß du mich lieb hast.“

„Warum denn, Schatz, ich war so lange allein?“

„Die Margit, Laczi, die Margit,“ sagt sie traurig.

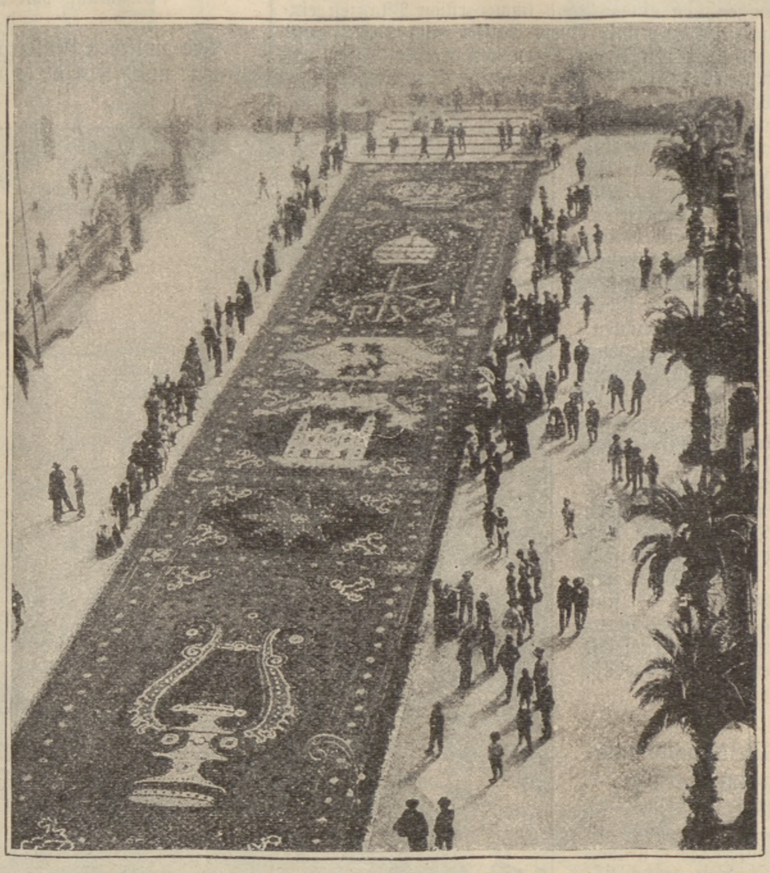
Ein düsterer Schein huscht über sein strahlendes Gesicht. Das Gespenst der Vergangenheit, der Rachsucht erhebt sich aus dem Grabe.

„Sei ruhig, Kind, liebe kleine Dalma; man kann vielleicht Geschehenes ungeschehen machen,“ sagt er.

— — — — —

Er hat alles gutgemacht, der Laczi Hatfalussy.

Freilich, die sechs traurigen Jahre konnte er niemand wiedergeben. Einen guten Teil seiner Schuld büßt er aber in jener Stunde, als er im Wartezimmer des Advokaten Doktor Barnady sitzt und ihn tausend Zweifel plagen, ob der auch noch seiner Jugendliebe treu geblieben. Ja, das ist Barnady trotz des rätselhaften Verhaltens Margits, dessen Grund er heute erst erfährt. Denn Hatfalussy beichtet ihm Dinge, die sonst in einer Advokaturskanzlei nicht gebeichtet zu werden pflegen.



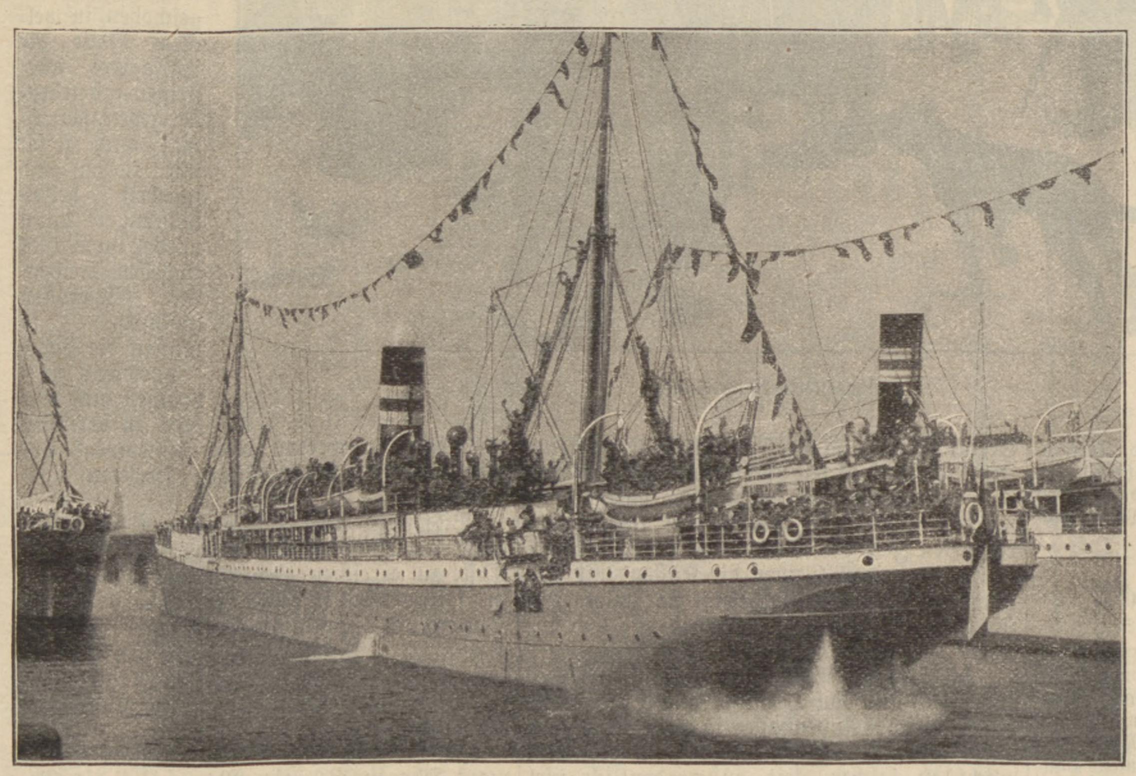
Ein Riesenteppichbeet in Las Palmas (Kanarische Inseln). (S. 412)

Hatfalussy hat Margit ihres feierlichen Schwures entbunden und war der Brautführer auf ihrer Hochzeit.

Als Frau v. Marianyi das Pärchen zusammen stehen sah — sie gestanden ihr erst nach Margits Hochzeit alles — da sagte sie: „Dieser Hatfalussy ist mir vom Schicksal bestimmt. Er wird doch noch mein Schwiegersohn werden!“

Und sie hatte recht, die würdige Dame.

Ende.



Abfahrt des bei Swakopmund gestrandeten Dampfers „Gertrud Wörmann“ von Hamburg. (S. 412)
Nach einer Photographie von Otto Reich in Hamburg.

Illustrierte Rundschau.

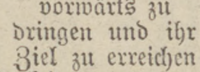
Der **Automobilzug des Obersten Renard,** der vor kurzem in Berlin von den Spitzen unserer Zivil- und Militärbehörden besichtigt wurde, besteht aus einem Kraftwagen, dem mehrere Personen- und Güterwagen angehängt sind. Durch ein sehr einfaches und sinnreiches System wird die Bewegung des Zugmotors auf die hinteren Achsen jedes der angehängten Wagen übertragen, so daß diese genau in den Spuren des Automobils folgen, wie eine Probefahrt auf dem Tempelhofer Felde bewies. — **General Alexander Wassiljewitsch Kaulbars,** der neu ernannte Befehlshaber der dritten Mandschurei-Armee, steht jetzt im 60. Lebensjahre und ist ein Mann von höchster wissenschaftlicher und militärischer Bildung. Er besuchte die Nikolai-Kavallerieschule und die Nikolai-Akademie des Generalstabes in St. Petersburg, hat zweimal — für ein Werk über Taktik und eines über eigene geographische Forschungen in Turkestan — Ehren-

preise erhalten, sich auch im Felde ausgezeichnet, war nach 1877 Kriegsminister in Bulgarien und zuletzt Oberkommandierender im Militärbezirk Odessa. — Ein **Riesenteppichbeet** schmückt die öffentliche Promenade in **Las Palmas**, dem Hauptorte von Gran Canaria, der zweitgrößten der Kanarischen Inseln. Die nahezu zwei Meter breite Borte dieses Blumenteppichs ist außen von einem Band immergrüner Pflanzen eingesäumt und mit einem Muster aus Nelken und Heliotrop mit einem Stern von weißen Lilien und Rosen im Mittelpunkt geschmückt. Querbänder teilen das Teppichbeet in verschiedene Felder, auf denen eine Anzahl Figuren in den herrlichsten Blumen hervortreten. — Während bisher alle Truppentransporte nach Deutsch-Südwestafrika sicher ihr Ziel erreichten, ist in der Nacht vom 20. zum 21. November der Hamburger Dampfer **„Gertrud Wörmann“** 15 Kilometer von Swakopmund im Nebel gestrandet. Die Besatzung und die Mannschaften — 34 Offiziere und 382 Mann — sind gerettet, das stattliche Schiff selbst aber gilt als völlig verloren.

Weihnachtsmarkt im Gebirge.

(Mit Bild.)

Bietet schon in unseren großen Städten der Weihnachtsmarkt immer wieder ein Bild, reich an idyllischen Reizen, so ist dies erst recht der Fall in den vom Weltverkehr weitab gelegenen Landstädtchen, die auch ihren Weihnachtsmarkt halten, zumal hoch droben in der Alpenwelt. Für die ganze ländliche Bevölkerung des umliegenden Gebirgsdistrikts bildet der nächste „Markt“ den Verkehrsmittelpunkt. Unser Bild versetzt uns in ein Städtchen des bayrischen Hochgebirgs, in dessen Straßen die schneeblanken Alpengipfel herniederschauen. Um den Omnibus, dessen Abfahrt bevorsteht, entwickelt sich lebhaftes munteres Treiben. Jeder Passagier ist mit eingekauften Schätzen, die zu Geschenken bestimmt sind, beladen. Auch das Verdeck des Wagens ist es, und ein stattlicher Weihnachtsbaum ragt unter dem Schutzleder hervor.



Weihnachtsmarkt im Gebirge.

Stille Nacht, heilige Nacht!

(Mit Bild auf Seite 413.)

Mitten im Jubel der Weihnachtsfreude wird nach altem Familienbrauch auch des Ursprungs dieses höchsten Freudenfestes der Christenheit gedacht. Eins der Familienglieder setzt sich ans Klavier und stimmt das allbekannte „Stille Nacht, heilige Nacht“ an, das während der Christnacht aus vielen tausend Häusern und Hütten erklingt. Unser Bild stellt den poetischen Kontrast dar, in den so leicht bei dieser Gelegenheit die naive Kinderlust zu der andächtigen Stimmung der Erwachsenen gerät. Die drei kleinen weißgekleideten Mädel zeigen wenig Neigung, die „heilige“ Nacht auch als eine „stille“ zu feiern.

Ein Weihnachtsabend auf Sprogö.

Erzählung von **Felix Lilla**.

(Nachdruck verboten.)

Die zwischen Nyborg an der Ostküste von Fünen und Korsör an der Westküste von Seeland mitten im Großen Belt liegende kleine Insel Sprogö ist seit Jahrhunderten ein sicherer Zufluchtsort für diejenigen, welche notwendig in ihren Geschäften den Belt in der rauhesten Zeit des Winters passieren müssen, wenn zu beiden Seiten die Küsten mit Eis umgürtet sind und die heftige Strömung dazwischen von großen und kleinen, oft übereinander getürmten Eisschollen erfüllt ist.

Die wichtige Post- und Passagierbeförderung nach und von Seeland, wobei besonders die Hauptstadt Kopenhagen in Betracht kommt, unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, macht zu solcher Zeit außerordentlich viel Mühe. Ist der ganze Belt zwischen Nyborg und Korsör fest zugefroren und also mittels Schlitten passierbar, oder sind die Wasser- und Eisverhältnisse derart, daß Dampfer und Segler immer noch, wenn auch mit Schwierigkeiten, fahren können, dann geht natürlich alles den gewöhnlichen Gang. Ist aber der winterliche Zustand des Großen Belt so wie oben beschrieben, dann bleibt nur übrig, die seit Jahrhunderten bewährte Einrichtung der Beförderung mit Eisbooten anzuwenden.

Dies sind kleine, starkgebaute Fahrzeuge mit fünf bis sechs Mann Besatzung, kühnen, geübten Küstenschiffern, welche zu solcher Zeit im Dienst der Post stehen, die, sobald es nötig erscheint, diesen Betrieb rasch organisiert. Solche Boote vermitteln dann einzig den großen Verkehr zwischen Nyborg und Korsör, der uralten Überfahrtsstelle. Doch können sie, wenn die Häfen der beiden Städte ebenso zugefroren sind wie alle anderen Ostseehäfen, nicht direkt dort landen, sondern müssen sich in der Nähe geeignete Abfahrts- und Ankunftsstellen suchen, je nachdem die Eisverhältnisse das gestatten. In aufgehauenen Fahrrinnen, zuweilen auch über blanke Eisflächen hinweggezogen oder geschoben, in welchem Falle die Passagiere aussteigen und nebenher gehen, manchmal auch selbst mit ziehen und schieben helfen müssen, dann wieder im Wasser zwischen treibenden Eisschollen hindurch — so müssen die Boote vorwärts zu dringen und ihr Ziel zu erreichen versuchen, so werden diese keineswegs ungefährlichen, abenteuerlichen Fahrten ausgeführt.

Bisweilen aber glückt es den Eisbooten nicht, vor Anbruch der frühen Dunkelheit die Küste zu erreichen; dann bildet das kleine, in solchen Fällen stets erreichbare Eiland Sprogö die Zuflucht der Bootsleute und ihrer Passagiere. Dicker Nebel, plötzliche Stürme treten oft ein und veranlassen dann wohl einen längeren erzwungenen Aufenthalt auf der Insel.

Früher war das Eiland in ganz Dänemark sehr in Verruf. Man hatte die Gewohnheit, solche Menschen, die man nicht leiden konnte, nicht, wie anderwärts, ins



Stille Nacht, heilige Nacht! (S. 412)

Pfefferland, sondern nach Sprogö zu verwünschen. Das berichtet der dänische Lustspieldichter Ludwig Holberg in seiner Selbstbiographie. Im Jahre 1710 kam er, zur Winterszeit von einer Auslandsreise zurückkehrend, nach Sprogö, weil die Eisboote, auf welchen er und andere Reisende sich befanden, nicht die Beltüberfahrt erzwingen konnten. Er traf dort in einer elenden Schutzhütte nur eine alte Frau mit zwei Töchtern, alle drei wahre Megären, halb verwildert in ihrem Robinsondasein. Doch verlangten sie für das Armselige, was sie zu bieten vermochten, ganz unverschämte Preise, und als ein schwedischer Hauptmann, der sich das nicht gefallen lassen wollte, darüber zu schimpfen anfing, fielen sie, bewaffnet mit Besenstielen und einer Feuerzange, dermaßen über ihn her, daß er schleunigst klein beigeben mußte. Mit schalkhaftem Humor erzählt der Dichter das.

So ungemütlich blieben die Zustände noch lange auf Sprogö. Erst hundertundzehn Jahre nach Holbergs Besuch geschah eine gründliche Wandlung zum Besseren, veranlaßt durch ein besonderes Ereignis, welches lebhaft an die Geschichte von dem Wasserpfuhl erinnert, bei welchem das seit langer Zeit höchst nötige Schutzgitter erst dann angebracht wurde, nachdem der gestrenge Herr Bürgermeister selbst einmal unversehens in der Dunkelheit hineingepurzelt war.

Es scheint, daß Sprogö zu allen Zeiten immer nur von einer Familie bewohnt wurde. Im Winter hatten diese wenigen Menschen ja zuweilen sehr guten Verdienst von den Reisenden, wenn solche auf der Insel Zuflucht suchen mußten; sonst beschränkte sich ihr kärglicher Erwerb auf Kartoffel- und Gemüsebau, Grasgewinnung zum Heumachen und Fischfang.

Im Jahre 1820 war ein gewisser Lars Ebbesen Herr der Insel und seine Behausung zwar nicht ganz so klein und elend wie die Schutzhütte zu Holbergs Zeiten, aber doch auch nicht viel besser. Seine Frau hieß Hanna, seine Tochter Karin. Letztere zählte zweiundzwanzig Jahre und war ein hübsches munteres Mädchen. Aus diesen drei Personen bestand damals die gesamte Bevölkerung von Sprogö. Doch war es allerdings im Werke, daß ihnen bald noch eine vierte Person sich dauernd anschließen sollte. Karin hatte sich nämlich vor einiger Zeit mit dem jungen Bootsführer und Fischer Erik Bögh in Korsör verlobt. Zum Frühjahr sollte die Hochzeit sein, und dann wollte Erik sich auch auf der Insel ansiedeln. Schon jetzt besorgte er regelmäßig mit seinem Boote die nötigen Vorräte an Lebensmitteln und sonstigen Sachen für seine zukünftigen Schwiegereltern, die von bestimmten Kaufleuten, Händlern, Bäckern und Brauern in Korsör ihren Bedarf zu beziehen pflegten. Da sie jedoch arm waren und nur geringen Kredit hatten, deshalb meist bar bezahlen mußten, konnten sie sich nicht größere Vorräte für den Winter aufstapeln. Deshalb kam es vor, daß bei besonders ungünstigen Witterungsverhältnissen, welche keine rasche, sichere Zufuhr von Vorräten gestatteten, zuweilen großer Mangel die Insulaner und ihre etwaigen zufälligen Wintergäste heimsuchte.

— — — — — — — — — — —

Im Dezember 1820 befand sich König Friedrich VI. von Dänemark mit einem kleinen Gefolge von Höflingen und Dienern auf der Insel Fünen. Dieser edle, gerechte und gute, von seinen Untertanen mit Recht geliebte Monarch, ein Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde und des wahnsinnigen Königs Christian VII., war damals zweiundfünfzig Jahre alt. Er hatte aus irgendwelchen Gründen, wahrscheinlich wegen wichtiger unaufschiebbarer Regierungsgeschäfte, Ursache, möglichst schnell nach seiner Residenz Kopenhagen zurückzukehren, auch wohl, weil er gern zu Hause im Kreise der Seinen das Weihnachtsfest feiern wollte. Deshalb störte ihn der Umstand in solchem Vorhaben nicht, daß der Große Belt wegen höchst ungünstiger Eisverhältnisse nur mit Eisbooten, und das auch nur mit vielen Schwierigkeiten, passiert werden konnte. Zum ersten Male in seinem Leben wollte der König eine solche Eisbootfahrt persönlich unternehmen, obwohl einige hochgestellte Persönlichkeiten auf Fünen ihn eindringlich vor den damit verbundenen Strapazen und Fährlichkeiten warnten.

Am 18. Dezember begab sich der König von Odense nach Nyborg und von da am folgenden Morgen mittels Schlitten nach dem äußersten Ende der weit in den Belt sich hinein erstreckenden Landzunge Knudshoved. Dort war eine offene Fahrrinne durchs Eis gehauen, welches sonst noch weit hinaus den Strand umgürtete, und vier Eisboote, bemannt mit den erfahrensten und erprobtesten Bootsleuten, lagen bereit.

Das Wetter war rauh und kalt; der Wind kam in Stößen, schwere graue Wolken zogen am Himmel von Norden nach Süden. Doch schneite es nicht; auch herrschte kein Nebel.

Auf einem Erdaufwurf stand eine kleine Kanone, eine Art Böller.

„Weshalb befindet sich das Geschütz da?“ fragte der König.

Man erklärte ihm das. Auf der Seelandsküste bei Korsör stehe auf einer Landzunge auch eine solche Kanone. Wenn nun schwere Nebel über dem Belte lagern, so daß man keine zwanzig Schritte weit deutlich sehen könne, dann würden regelmäßig in kurzen Zwischenpausen Kanonenschüsse abgefeuert, welche zum Zweck hätten, den in der Eiswildnis draußen umherirrenden Eisbooten als Richtungszeichen zu dienen.

Ein alter Schiffer, mit einer kurzen Pfeife im Munde, stand am Strande und meinte, es sei heute zu gefährlich, die Überfahrt zu wagen, weil ein heftiger Sturm im Anzuge sei, der bald einsetzen werde. Die Bootsführer aber, die jedenfalls nach der ihnen zugesicherten außergewöhnlich großen Bezahlung lüstern waren, bestritten das energisch, indem sie erklärten, wohl würde es einen Sturm geben, doch nicht an diesem, sondern voraussichtlich erst am folgenden Tage.

Der König gab ihnen recht. Er stieg mit einigen Begleitern in das erste Boot. Die übrigen Herren seines Gefolges und die Dienerschaft nahmen in den anderen drei Fahrzeugen Platz.

Dann fuhren die Boote ab, zuerst die durchs feste Strandeis gehauene Fahrrinne entlang, dann nach geraumer Zeit in die von Tausenden von großen und kleinen Eisschollen erfüllte heftige Mittelströmung des Belts. Dazwischen sich hindurchzuwinden, bald nach dieser, bald nach jener Richtung steuernd, wo eben gerade die jeweilige Durchfahrt möglich erschien, war sehr schwierig, und der König bewunderte die Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit der erfahrenen Bootsleute.

Diese Geschicklichkeit hätte ihn auch wohl richtig ans erwünschte Ziel gebracht, wenn nicht die Vorhersage des alten Schiffers in Erfüllung gegangen wäre. Die Windstöße kamen immer häufiger, wurden immer stärker und arteten zuletzt in einen regelrechten Sturm aus. Dabei war der Nordwind so schneidend kalt, daß der König und seine Leute trotz ihrer guten Pelze weidlich frieren mußten. Die Eisbootfahrt aber wurde sehr gefährlich, weil die treibenden Eisschollen in der Strömung in immer raschere Bewegung gerieten, krachend gegeneinander stießen und sich übereinander schoben, gehoben von den schäumenden Wellen. Es erwies sich als unmöglich, unter solchen Umständen zwischen den Eisschollen hindurch oder über sie hinweg an die seeländische Küste zu gelangen; ebenso unausführbar erschien der Versuch einer Rückkehr nach der fünenschen Küste, weil dort zweifellos jetzt die Eisverhältnisse gleich ungünstig sich gestaltet hatten. An die Rettung des Königs und auch aller anderen mußte ernstlich gedacht werden. Also hieß es: „Nach Sprogö! Nur auf dieser kleinen Zufluchtsinsel ist eine sichere Landung möglich!“

Mit großer Mühe nur wurde das Eiland erreicht und dort glücklich gelandet.

Höchst erstaunt waren der biedere Lars Ebbesen, seine Frau und seine hübsche Tochter, als sie solchen hohen Besuch erhielten. Darauf waren sie freilich nicht eingerichtet, und das setzte sie einigermaßen in Verlegenheit. Zum Unglück waren die Lebensmittel auf der Insel gerade recht knapp. Einige Tage zuvor hatten zahlreiche dorthin verschlagene Reisende das meiste verbraucht. Allerdings erwartete Ebbesen jeden Tag eine bestellte frische Zufuhr von Korsör; aber würde bei solchem Sturme sein zukünftiger Schwiegersohn die Fahrt nach Sprogö wagen? Das erschien mindestens sehr fraglich.

Mit so gutem Humor wie möglich mußten die vornehmen Gäste sich in das Unvermeidliche fügen. Des andauernden Sturmes wegen sahen sie sich dazu gezwungen, volle sechs Tage und sechs Nächte auf der ungemütlichen Insel zu verweilen.

Der König erhielt natürlich das beste Stübchen und das beste Bett. Es waren nur wenige Betten da, und diese ließen viel zu wünschen übrig. Für alle reichten sie bei weitem nicht. Nicht einmal Stroh zur Bereitung einfachster Lagerstätten war vorhanden. Manche von den Herren des Gefolges mußten, in ihre Pelzmäntel gehüllt, auf dem harten Fußboden schlafen. Die Bootsleute übernachteten in dem kleinen Holzschuppen nahe beim Hause. Und immerfort umtoste der Nordsturm die kleine Insel und das baufällige Schutzhaus, durch dessen Spalten und Mauerritzen er pfiff.

Zum Glück fehlte es wenigstens nicht an Heizmaterial, so daß doch die Räume des Hauses einigermaßen erwärmt werden konnten. Was aber das Schlimmste war: nach drei Tagen hatten die Gäste der Insulaner und diese selbst alles Eßbare verzehrt bis auf einen kleinen Sack voll gelber Erbsen. Sonst war gar nichts mehr da. Kein Fleisch, kein Speck, kein Brot, kein Mehl, keine Bohnen, nur die gelben Erbsen. Auch keine Getränke mehr, weder Kaffee, noch Tee, Wein oder Bier. Und so sah denn unter dem Zwange solcher Umstände der König Friedrich mit seinem Gefolge sich dazu genötigt, einige Tage lang nichts weiter als in Wasser gekochte Erbsen zu essen und dazu kaltes Schneewasser zu trinken, eine gar zu einfache Kost, die ihnen sehr wenig behagt haben mag*). Das Tag für Tag so sehnsüchtig erwartete Proviantboot von Korsör kam nicht an, offenbar verhindert durch den Sturm.

Der 24. Dezember brach an. Zum Frühstück gab es Erbsensuppe und zu Mittag auch. Und da sagte lächelnd der Monarch: „Heute abend wird's wohl auch nicht anders sein. Wahrlich, seit meine Vorfahren auf dem Throne sitzen, ist es sicherlich das erste Mal, daß ein König von Dänemark am Weihnachts-

---

*) Tatsächlich. Vergleiche J. G. Kohls „Reisen in Dänemark“.

abend nichts anderes zu essen bekommt als eine dünne Erbsensuppe!"

Karin, welche gerade zugegen war und das hörte, sprach tröstend: „Majestät, es gibt doch noch eine Hoffnung. Mein Bräutigam Erik Bögh in Korsör hat mir neulich, als er das letzte Mal hier war, bestimmt versprochen, daß er jedenfalls zum Weihnachtsabend bei mir sein will. Er will mir auch ein Tannenbäumchen bringen. Darum habe ich ihn nämlich gebeten. Ach, auf unserer kleinen Insel wächst ja weder Baum noch Strauch. Wenn ich auch kein Kind mehr bin, so möchte ich doch gar zu gern am Heiligen Abend ein Lichterbäumchen anzünden. Ist es irgend möglich, kann es überhaupt gewagt werden, so wird mein Erik gewiß noch heute hier erscheinen und uns aus aller Not und Verlegenheit helfen. Er ist der kühnste Beltschiffer an beiden Küsten."

„Wenn er wüßte, daß ich, sein König, hier in einer solchen wunderlichen Bedrängnis bin, würde er es vielleicht wagen," meinte Friedrich. „Aber das weiß er ja nicht."

„Nein, das kann er freilich nicht wissen," versetzte Karin. „Wenn er die verwegene Fahrt wagt, dann geschieht es nur um meinetwillen."

„Ja, ja, mein Kind," stimmte der König zu, „die Liebe ist vielleicht noch stärker."

— — — — — — — —

Auf Fünen hegte man lebhafte Besorgnisse. Aber man hoffte, wie man ja immer das Beste hofft, daß der König noch glücklich an die seeländische Küste gelangt sei, und nahm an, die Eisbootschiffer würden von dort erst zurückkehren, nachdem der Sturm sich gelegt habe. Sichere Erkundigung darüber einzuziehen, war derzeit nicht möglich. Den elektrischen Telegraphen kannte man noch nicht; es lag also kein Kabel im Belt. In Kopenhagen und überhaupt auf Seeland aber glaubte man, daß der König sich noch auf Fünen befinde, daß er des Sturmes wegen seine Abreise verschoben habe.

In Nyborg sowohl wie in Korsör häuften sich die Briefe und Postsachen, welche nicht über den Belt befördert werden konnten, zu Bergen an. Da erhielt der Postmeister der letzteren Stadt am Vormittag des 24. Dezember zur Weiterbeförderung einen sehr wichtigen, für den König bestimmten Eilbrief mit dem schriftlichen Auftrage seitens des Generalpostmeisters in Kopenhagen: es solle unter allen Umständen versucht werden, einen Schiffer zu veranlassen, dem herrschenden Sturme zu trotzen und den Brief über den Belt zu bringen. Eine Belohnung bis zu fünfzig Taler könne dafür geboten werden.

Der Postmeister schickte einen Unterbeamten auf die Suche, der bald zurückkam und meldete: ein gewisser Erik Bögh sei eben damit beschäftigt, sein Eisboot fertig zu machen, da er auf den Belt hinaus wolle.

Darauf machte der Postmeister sich selbst auf den Weg, geführt von dem Unterbeamten. Er traf am Ende der kleinen Landzunge, unweit der dort aufgestellten Signalkanone, den gesuchten Erik Bögh, der gerade, beladen mit Paketen und einem kleinen Tannenbäumchen, übers Eis zu seinem Segelboote gehen wollte, das weiter draußen in der durchs Eis gehauenen Fahrrinne lag.

„Ihr wollt nach Fünen hinüber?" fragte der Postmeister.

„Nein, Herr," versetzte Karins Bräutigam. „Nur nach Sprogö will ich, zu meiner Braut. Auch muß ich meinen zukünftigen Schwiegereltern notwendig Proviant bringen, den sie schon seit einer Woche hätten haben sollen. Vermutlich sind sie sehr in Verlegenheit darum. Deshalb will ich heute auf jeden Fall die Fahrt wagen."

Der Postmeister hielt seine Pelzmütze mit beiden Händen fest, damit der Wind sie ihm nicht vom Kopfe blase. Er blickte hinaus auf die schäumenden, tosenden, brüllenden Wellen und die vielen Eisschollen.

„Es scheint mir höchst gefährlich zu sein," bemerkte er. „Von hier aus sieht man noch viel mehr Eis als freies Wasser. Und dann dieser Sturm!"

„Ja, es sieht schlimm aus," sagte Erik. „Aber weiter draußen hoffe ich freies Fahrwasser zu finden, denn es ist anzunehmen, daß der Nordsturm in den letzten Tagen viel Eis aus dem Belt getrieben hat."

„Möchtet Ihr wohl fünfzig Reichstaler verdienen?"

„Selbstverständlich!"

„So bringt einen wichtigen, für den König bestimmten Brief nach Fünen."

„Also nach Knudshoved?"

„Ja; von dort kann der Brief dann weiter befördert werden."

„Ich will's besorgen. Aber erst morgen vormittag. Den Weihnachtsabend will ich bei meiner Braut auf Sprogö verleben."

„Also morgen! Wenn Ihr den Auftrag richtig besorgt, erhaltet Ihr sofort nach Eurer Rückkehr von mir die versprochene Belohnung."

„Schön!"

Der Postmeister entfernte sich befriedigt, Erik steckte den Brief in die innere Brusttasche seiner dicken Schifferjacke und beschäftigte sich dann weiter mit der Verladung. Pakete, Körbe, volle Säckchen, Fäßchen, auch einige Flaschenkörbe hüllte er, um sie möglichst vor Durchnässung durch überspritzende Wellen zu schützen, in Persenninge (geteertes Segeltuch). Gegen zwölf Uhr war er mit allem fertig. Nachdem er schnell zu Mittag gespeist, begab er sich mutig auf die Fahrt.

Dieselbe war, des vielen treibenden Eises wegen, höchst beschwerlich und erforderte große Behutsamkeit. Aber nachher fand er, wie er das richtig vorausgesehen, draußen freieres Fahrwasser, so daß er segeln konnte, wenn auch sturmeshalber nur mit kleinem, gerefftem Segel. Schließlich geriet er aber wieder in einen wilden Schneesturm, so daß wohl jeder andere gänzlich die Richtung verloren hätte. Nach stundenlangem Abmühen gelang es ihm aber doch, gegen sechs Uhr Abends auf Sprogö zu landen, wo er als ein wahrer Retter in der Not erschien. Seine Braut lief herbei und begrüßte ihn freudevoll.

„Denke dir, Erik," sagte sie, „wir leben hier seit drei Tagen nur von in Wasser gekochten Erbsen. Der König auch. Ist das nicht schrecklich? Er ist nämlich mit seinem Gefolge nach unserer Insel verschlagen worden."

„Was? Der König ist hier? Wie gut sich das trifft!" rief überrascht der junge Mann. „Ich habe einen wichtigen Brief für ihn. Da brauche ich also nicht nach Knudshoved."

„Hast du auch ein Tannenbäumchen mitgebracht?"

„Jawohl, mein Schatz. Hier ist das Bäumchen."

„O wie danke ich dir!"

Mit hellem Jubel begrüßte die Gefolgschaft des Königs den kühnen jungen Mann und half beim Ausladen des ersehnten Proviants.

Erik ging dann ins Haus und übergab dem König den Brief. Friedrich las mit Interesse das Schreiben und sprach dann leutselig einige Minuten lang mit dem Überbringer.

Nun entstand eine große Geschäftigkeit im Hause. Besonders eifrig waren natürlich Karin und ihre Mutter in der Küche. Es wurde gebraten, gebacken, gesotten, Kaffee, Tee und Punsch zubereitet. Die Hungersnot auf Sprogö war zu Ende.

Der König befahl, daß nicht gespart werden, alle auf seine Kosten bewirtet werden sollten, auch die Bootsleute.

Gegen sieben Uhr bereits konnte man sich an einer guten Mahlzeit stärken nach der langen Entbehrung.

Und dann wurde das Weihnachtsfest gefeiert auf Sprogö bei Braten und Kuchen, Punsch und Wein und sonstigen guten Dingen.

Auf einem Tischchen stand das Tannenbäumchen im Festschmucke. Karin hatte es mit Lichtchen besteckt und diese angezündet.

Ein Weihnachtslied wurde gesungen, und der Leibarzt hielt eine schöne Festrede.

Der König selbst stand dann auf und sprach: „Dem mutigen jungen Beltschiffer Erik Bögh haben wir es zu verdanken, daß wir hier an diesem Heiligen Abend doch noch recht vergnügt sein können. Wäre er nicht gekommen, hätten wir uns mit Erbsensuppe behelfen müssen. Dies Erlebnis aber soll mir eine Mahnung sein, gründliche Verbesserungen auf der Insel zu schaffen. In Zukunft sollen hierher verschlagene Reisende nicht mehr der Möglichkeit ausgesetzt sein, in solche tragikomische Bedrängnis zu geraten. Dafür will ich sorgen!"

Die Anwesenden riefen: „Lange lebe unser guter König Friedrich!" — — —

Am folgenden Tage legte sich der Sturm, die Wolken verzogen sich, die Sonne kam zum Vorschein. Die Weiterfahrt nach der seeländischen Küste konnte nun endlich gewagt werden.

Als Friedrich in seiner Residenzstadt Kopenhagen wieder eingetroffen war, vergaß er nicht sein Versprechen. Auf Staatskosten geschahen die zweckmäßigsten Einrichtungen auf Sprogö. Mit der Ausführung des Erforderlichen wurde die Oberpostbehörde betraut. Diese ließ ein ansehnliches, geräumiges Gast- und Logierhaus auf der Insel erbauen und in einiger Entfernung davon auch noch ein Reservehaus, letzteres zu dem Zwecke, um auf jeden Fall den auf die Insel verschlagenen Reisenden vor den Unbilden des Winters eine Zuflucht bieten zu können, selbst wenn etwa durch ein Brandunglück das Hauptgebäude zerstört würde. Auch für alles sonst Nötige wurde gesorgt.

Diese Verbesserung kam natürlich besonders den Insulanern zu gute, welche dadurch in behagliche Verhältnisse gerieten. Erik verheiratete sich bald mit der schönen Karin.

Reisende, welche in unseren Tagen nach Sprogö verschlagen werden, haben keine Hungersnot zu befürchten. Ich selbst sah in meinen jungen Jahren, als ich einmal dort war, bei der Insel sechzehn Eisboote, nämlich sieben von Fünen und neun von Seeland, mit etwa achtzig Mann Besatzung und reichlich zweihundert Passagieren. Einen vergnügten Abend und eine friedliche Nacht brachten wir da zu. Wir empfanden durchaus keinen Mangel. Alles Gute war in Fülle vorhanden auf dem gastlichen Zufluchtseiland. Sogar eine viele Gerichte aufweisende Speisekarte wurde mir zur Auswahl vorgelegt, an erster Stelle war darauf zu lesen: „König Friedrich-Erbsensuppe". Ich aß dieselbe mit vielem Appetit, denn jedenfalls war sie besser als die, von der sie ihren Namen hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Literaturfreund. — Der bekannte französische Kritiker Francisque Sarcey saß eines Tages in seinem Arbeitszimmer, als ein jüngerer Herr bei ihm eintrat.

„Verzeihen Sie," sagte der Fremde, „daß ich hier bei Ihnen erscheine, ohne die Ehre zu haben, von Ihnen gekannt zu sein. Doch ich verfolge Ihre Artikel mit großer Aufmerksamkeit und muß Ihnen sogar bemerken, daß Sie gestern einen kleinen Irrtum begangen haben."

Der Fremde hatte mit seiner Behauptung recht, und es entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung. Der Fremde war mit der modernen französischen Literatur ganz genau vertraut, besonders mit Sarceys Schriften. Er schien sie alle zu kennen, selbst die, die schon um Jahre zurücklagen. Plötzlich fällt die Unterhaltung auf einen Gegenstand, den Sarcey sich vorgenommen hatte, einmal literarisch zu behandeln.

„Sie haben jedenfalls den Artikel gelesen, den das „Petit Journal" über diesen Gegenstand bringt," sagte der Besucher. Doch Sarcey gestand ihm, er kenne den Artikel nicht, da er jenes Blatt nur selten lese.

„Nun gut," sagte der Fremde, „gestatten Sie mir, nach dem nächsten Zeitungsladen zu laufen; ich werde dort den Artikel suchen und ihn für Sie ausziehen. Ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können."

Sarcey lehnt dankend ab, doch der Fremde besteht auf seinem Anerbieten, er habe nichts weiter zu tun, sei Rentier und beschäftige sich ausschließlich mit Literatur. Endlich gibt Sarcey nach, die beiden Männer schütteln sich die Hände, und der Fremde geht. Fünf Minuten später klingelt es an Sarceys Tür, es ist der Unbekannte.

„Entschuldigen Sie," sagte er lachend zu dem Kritiker, „aber ich habe vergessen, mir heute morgen, als ich fortging, Geld einzustecken. Das ist mir ein bißchen unangenehm, denn ich wohne in Meudon und wollte heute abend in Paris dinieren. Das geht nun nicht an, aber vorher will ich doch jedenfalls die kleine Arbeit für Sie besorgen. Geben Sie mir also 50 Centimes für den Verkäufer." Dann fügte er in scherzendem Tone hinzu: „Ich werde sie Ihnen nie zurückgeben."

„Aber," sagte Sarcey zu ihm, „Sie können doch nicht so ohne einen Pfennig Geld bleiben!"

Der Fremde machte eine Handbewegung, als wenn er sagen wollte: „Was tut das? Eine solche Kleinigkeit geniert mich nicht." Sarcey aber holte einen Fünfzigfrankenschein aus der Tasche und drang das Geld seinem Besucher auf. Endlich nahm dieser an, und im Scherze wiederholte Sarcey die Worte des Fremden, indem er möglichst im Tonfall des Unbekannten sagte: „Sie werden sie mir ja nie wiedergeben."

„Das kann schon sein," versetzte der Fremde, schüttelte Sarcey noch einmal die Hand und empfahl sich. —

Er hat Wort gehalten, denn Sarcey hat den literarisch gebildeten Gauner bis an sein Lebensende nicht wieder gesehen. [L—n.]

Das erste Regiment! — Als Wellington, der berühmte Feldherr der Engländer, während des Feldzugs gegen Spanien einem schottischen Regiment den Befehl gab, sich an die Erstürmung einer feindlichen Batterie zu San Sebastian zu wagen, suchte er dem Kommandanten des betreffenden Regiments diese gefährliche Aufgabe dadurch zu versüßen, daß er ihm das Kompliment machte, sein Regiment sei das „erste in dieser Welt".

„Jawohl, Mylord," erwiderte — in richtiger Würdigung dieses zweifelhaften Vorzugs — trocken der Kommandeur, seine Mannschaft vorwärts führend. „Und ehe der Befehl Eurer Herrlichkeit gänzlich zur Ausführung gelangt, wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch das erste in der **anderen** Welt sein!" [K. R.]

Humoristisches.



Ein ganz Schlauer.

Amtmann: Ihr habt wohl jetzt recht viel Schnee draußen in den Bergen?

Bauer: Ja, dös is unterschiedlich.

Amtmann: Wieso denn?

Bauer: Ja, wenn oiner viel Acker und Wiesen hot, nachher hot er au viel Schnee.



Herausgeholfen.

Maler: Was halten Sie von dem Porträt?

Besucher: Schmiererei —

Maler: Aber erlauben Sie mir, das Bild ist von mir!

Besucher: Sie haben mich nicht ausreden lassen: Schmiererei ist alles andere daneben.

Fest-Rätsel „Fröhliche Botschaft".



Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1905.

Buchstaben-Rätsel.

Mit m am Ende ein feiner Fisch:
Er schmeckt dir sicher gut bei Tisch,
Wenn nur nicht hat der Köchin Hand
Mit z dazu zu viel verwandt.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1905.

Wechsel-Rätsel.

Verderbendräuend stürzt es herab,
Schon manchem wurde es zum Grab.
Vertauschest du die ersten Zeichen,
Wird sich ein Mädchennam' dir zeigen.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1905.

Auflösungen von Nr. 51:

des Quadrat-Rätsels:

196	210	190	203	201
205	189	207	191	208
188	200	211	209	192
212	195	198	193	202
199	206	194	204	197

des Logogriph-Palindroms: Motor, Moor, Rom.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.